

ben gelehrt, wie er Menschen in den Anbruch des Reiches Gottes hineingezogen hat, dann sind es gestörte Kommunikationen, die Zusage von Vergebung und der darin gründende Aufruf zur Umkehr, die religiösen Konfliktsituationen der Zöllner, der Prostituierten, der Kranken, denen ihre Krankheit als Folge der Sünde ausgelegt wird. Gerade wenn man Jesus nicht zum „softy“ machen will, sind seine kantigen, konkrete menschliche Störungen massiv angreifenden und herausfordernden Handlungen genau anzuschauen. Auch ReligionslehrerInnen dürfen sich nicht um die zentralen Überlebens- und Konfliktfragen des christlichen Weges in der so beschaffenen Gesellschaft am Ende des zweiten Jahrtausends herumdrücken. Eben- sowenig ist es sinnvoll, die sich in der Klasse immer wieder abzeichnenden Konflikte der Schüler untereinander, aber auch mit dem Lehrer zu verdrängen. Gerade an offenen Konfliktlösungen läßt sich der christliche Weg lernen, läßt sich konkretes Fehlverhalten auch der ReligionslehrerInnen revidieren: Umkehr und Buße finden auch im konkreten Verhalten im Religionsunterricht unter allen Beteiligten statt. Ich habe eine Klasse von 17jährigen, die alle im Advent und zu Ostern zur Beichte (Beichtgespräch) gehen. Überzeugend sind ReligionslehrerInnen, wenn sie sich den Verstörtheiten des menschlichen Lebens altersmäßig und gesellschaftlich adäquat stellen und auch die eigene Konsequenz zu einer Änderung des Lebens zu realisieren bereit sind – aus dem Geist und der Kraft der Christusbeziehung.

Elisabeth Mayr

Die „Früchte“ unserer religiösen Erziehung

Daß die Familie Keimzelle auch des Glaubens und der Kirche ist, wird weithin als selbstverständlich angenommen. Das Ergebnis religiöser Erziehung sollte demnach sein, daß die Kinder als Erwachsene zu ihrem eigenen Glauben gefunden haben und ebenfalls in der Kirche mitleben. Die Realität

sieht aber oft, trotz bester Bemühung, anders aus, wie uns der folgende Bericht zeigt. red

Bisher könnte man unser gemeinsames Leben in drei Abschnitte teilen. Sie ergeben sich durch ein mehrmaliges Übersiedeln.

Geprägt durch das jeweilige Alter der Kinder und durch unser eigenes, ergab sich auch ein anderes religiöses Verhalten, das natürlich auch von der „pfarrlichen Umwelt“ geprägt wurde.

Ich muß diese Unterteilung machen, denn
1. bedeuten diese Übersiedlungen Einschnitte in unserem Leben, und daraus erfolgte
2. unser Verhalten in Erziehung etc.

A. 1960–1970 in Wien

In dieser Zeit waren unsere Kinder Kleinkinder und Volksschulkinder. Wir hatten das Tischgebet (das wir übrigens nie aufgaben), und wir beteten abends, so, als ob Gott (Jesus) anwesend wäre – realiter. Wir besuchten Kindermessen und halfen in der Pfarre (Roßau), als sich dort verschiedene Gruppen zu bilden begannen.

Wir versuchten, die traditionellen „Feste“ wie Weihnachten und Ostern ihrem Sinn nach zu feiern – der Caritaskindergarten war, solange ihn Sr. Franka führte, eine wertvolle Hilfe.

Zurückblickend darf ich sagen, daß ich oft morgens den Tag, still für mich, im Namen Gottes begann – und diese ersten zehn Jahre waren recht segensreich. Hie und da besuchten wir (mein Mann und ich) auch einen Einkerhtag oder Vorträge, um einerseits „stille Zeit“ zu haben und andererseits auch Neues aufzunehmen, denn wir waren wirklich nicht mit allem einverstanden, was da die „Kirche“ und deren Vertreter uns weismachen wollten. Im großen aber lebten wir für uns und waren wohl in die Pfarre integriert, aber nicht „Vollprofis“.

B. 1970–1984 in Golling im Tennengau/Salzburg

Die Übersiedlung in den Westen in ein Dorf mit ca. 4000 Einwohnern erforderte Umstellung und den Willen, sich zu integrieren.

Ich ging also zur Pfarre, stellte mich vor – leitete dann ein paar Jahre die Frauengruppe. Das Beten, abends etc., wurde beibehal-

ten. Um den Kindern, wie in Wien, eine eher kindgerechte Messe zu bieten, fuhren wir öfters nach Salzburg. Wir setzten uns für die Vorabendmesse ein, um einen gemeinsamen Sonntag zu haben, da mein Mann, bedingt durch seinen Beruf, sehr wenig Zeit hatte. Er selbst war jahrelang ein Vorbild im „Nicht-über-andere-Schlechtes-Reden“. Er leitete 14 Jahre lang das Katholische Bildungswerk. Auch in der Pfarre „tat“ sich einiges, und ich „tat“ fleißig mit. Jedes Jahr fuhren wir, solange es ging, nach Batschuns oder Zwettl, um halt ein bißchen geistig „aufzutanken“. Auch in dieser Phase hatten die Kinder wenig Schwierigkeiten in puncto „religiöser Pflichtübungen“ gemacht. Aber sie hatten weder Fragen, noch lebten sie mit; ich habe jetzt, wenn ich darüber nachdenke, oft das Gefühl, sie saßen unter einem Glassturz. Wohligh gemütlich innen, aber es drang da nichts durch. Ich kann mich nicht an einen Zwang unsererseits erinnern, aber man vergißt wohl auch.

Ich bin in dieser Zeit, so Mitte 1970, auf einem charismatischen Seminar gewesen und war sehr begeistert, aber ich konnte mich weder meinem Mann noch den Kindern begreiflich machen. Nach wie vor kamen wir gern abends zu Gebet und gemeinsamem Spiel zusammen – aber mehr war dann wohl nicht drinnen.

Die Kinder und ich empfanden das Brauchtum des auf dem Land gelebten Christentums als aufdringlich, und mit einem Teil unserer selbst blieben wir wohl dem Ort immer fremd. Wir waren, so glaube ich, gern gesehen und haben uns bemüht; das wurde uns hoch angerechnet.

Ein Stimulans für eine spirituelle Bereicherung gab's da nicht; meine Kinder wollten sich nicht einbringen und waren jeder Gruppierung von vornherein ablehnend; d. h. Gruppe war ihnen gleichgültig. In Golling war es uns nicht möglich, von einer kleinen Ministrantenzeit abgesehen, die Kinder der Pfarrkirche zuzuführen, weil mein Mann gar nicht und ich trotz meiner Aktivitäten nicht voll integriert war. Wohl auch, weil ich mich an dem Mißverhältnis, was die Leute zu glauben vorgaben und was sie dann tatsächlich lebten, gestoßen habe. Auf dem Land, im Dorf lebt man halt „enger“ beisammen.

C. Seit 1984 in Salzburg-Stadt

Diese Zeit wurde schon geprägt durch das Weggehen der drei ersten Kinder, die dann vollends alles abstreiften, was sie je gehört hatten (das reichte von der Eßkultur über die Manieren bis zur Ablehnung des Glaubens, den sie aber ohnehin nie hatten). In dieser Zeit hätte man für sie und nicht mit ihnen beten sollen, das wurde zumindest von mir vernachlässigt.

Ich verlor wohl in jenen Jahren auch die Balance und ließ alles ein bißerl „laufen“. Hier wäre es, aus meiner heutigen Sicht, notwendig gewesen, sich als Ehepaar zusammenzusetzen und gemeinsam aus seinem Glauben heraus neue Akzente zu setzen, und wenn es jeden Tag nur fünf Minuten gewesen wären. Man gewinnt mehr Abstand, wenn man in schweren Zeiten täglich eine „stille Zeit“ hat (natürlich gilt das für jeden Tag).

Leider vergißt man oft, naheliegende Ideen in die Tat umzusetzen.

Nun sind die ersten unserer Kinder (das älteste und das dritte) verheiratet. Die Tochter ist noch vor ihrer Hochzeit aus der Kirche ausgetreten und lebt in einer freien, evangelischen Gemeinde mit ihrem Mann zusammen ein gläubiges Leben. Wie sie es lebt und wie sie ihren Glauben umsetzt im täglichen Leben, ist beachtenswert, denn sie ist nicht nur verändert, auch ihre Einstellung zu vielen Dingen ist anders geworden – auch sehr erfreulich für uns: Wir werden geachtet; man kommt sich direkt komisch vor.

Die vierte Tochter ist sehr gefährdet gewesen; über Umwegen ist auch sie ein gläubiger Mensch geworden. Sie blieb in der katholischen Kirche und arbeitet in jenen Gruppierungen, denen es vielleicht gelingen wird, Leute anzusprechen und ihnen „kirchliches Leben“ wieder „schmackhaft“ zu machen.

Es ist möglich, daß die anderen drei sich schon auf den Weg gemacht haben – als Eltern ist man immer zu ungeduldig. Wir haben es oft verabsäumt, unsere Schwierigkeiten vor den Herrn zu bringen; statt dessen sind wir, bin ich davongelaufen.

Vielleicht, ja ziemlich sicher, sind wir selbst im geistigen Wachstum stehengeblieben: Das persönliche geistliche Leben kam immer ein bißchen zu kurz. Auf Dauer besehen hemmt dieses Versäumnis unsere Urteils-

kraft, unsere Liebe, unsere Demut. Aber auch wir Eltern können und sollen jederzeit damit beginnen, erwachsen zu werden, bevor wir alt werden.

Kleine Schwestern Jesu

Apostolat durch Gegenwart

Mitglieder der Fraternität berichten hier von ihrem spezifischen, durch menschliche Nähe geprägten Apostolat. red

Überall in der Schrift ist der Schrei des Armen, des Schwachen und des Unterdrückten zu hören, den Gott sich ganz und gar zu eigen macht. Die Propheten weisen immer wieder hin – sei es gelegen oder ungelegen – auf die absolute Größe Gottes und den Schrei des Armen. Jesus war von dieser Kraft der Propheten bis in sein Innerstes durchdrungen. Man kann sagen, daß er den Schrei des Armen und Unterdrückten verkörperte.

Dieses Gleichwerden begründet unsere *menschliche Solidarität* und unser *Engagement*. Von Anfang an hat sich die Fraternität auf die Seite der Armen gestellt, was aber die Liebe zu allen Menschen nicht vermindert. Dies verpflichtet uns jedoch, gegen das Unrecht im Leben klar Stellung zu nehmen.

Der Maßstab in jeder Situation ist unser Engagement für Jesus und sein Evangelium. Deshalb müssen unsere Beweggründe und Mittel immer dem Evangelium entsprechen.

In einer Fabrik in Klagenfurt

Seit April 1986 arbeite ich bei der Firma Hirsch-Uhrband in Klagenfurt, nur zehn Minuten mit dem Rad von der Fraternität entfernt, im Akkord. Produziert werden Leder- und Plastikuhrbänder, zum Großteil für den Export (letzten November erstmals 1 Million in einem Monat!), und der Betrieb wächst. Jetzt sind wir schon fast 500 Arbeiterinnen plus Angestellte, die zum Teil in Wechselschicht, zum Teil in Normalschicht und manchmal auch in der Nacht arbeiten.

Normalerweise muß ich „Kanten schleifen“, d. h. ich bekomme die ausgestanzten Oberleder, die ich durch eine Maschine laufen las-

sen muß, die die Kanten abschrägt; dann zählen, sie in Schachteln stapeln und Box für Box beim Computer abmelden; neue Arbeit holen . . . mindestens 1440 Lochteile und 1440 Schnallenteile täglich . . . je nach Material und Größe der Aufträge geht's mehr oder weniger schnell . . . manchmal „spinnt“ auch die Maschine.

Das erste halbe Jahr war ein tägliches Anlaufnehmen auf die „Stückzahl“ (tägliche Mindestleistung), was mir das Letzte abverlangte; Alpträume in der Nacht, Druck im Magen, bis ich hinter meiner Maschine saß, Angst vor jedem weißen Arbeitsmantel, bis ich es endlich schaffte. Da half es schon viel, wenn die eine oder andere Kollegin von ihren Anfängen erzählte, wenn eine fragte, wie's geht, oder oft auch nur ein Lächeln, das Mut gab, ein paar Stunden weiterzukämpfen. Gott sei Dank, das ist vorbei . . . und es bleiben auch ein paar Minuten zwischendurch zum Plaudern, denn inzwischen kenne ich schon viele. Wenn nämlich zuwenig Arbeit ist in unserer Abteilung, dann muß eine von uns auswandern in eine andere Abteilung – und oft erwischt es mich.

Ja, es ist schon eine eigene Welt, wo du oft genug nur an der Leistung gemessen wirst, Druck erleidest und ihn schneller als du glaubst weitergibst; dabei gilt das Betriebsklima bei uns als gut. Inzwischen sind schon einige schöne Freundschaften entstanden, trotz des vielen Wechsels und obwohl wir nur wenig miteinander reden können wegen des Lärms und des Leistungsdrucks. Schön war, wie viele von ihnen die Vorbereitung auf meine Gelübdeerneuerung mitverfolgten mit ihren Fragen – und eine auch zum Fest kam, wenn auch die meisten weit weg sind von Kirche und Religion. Ja, trotz allem Streß, Ärger, aller Müdigkeit und dem täglichen Einerlei bin ich froh und glücklich . . . froh, den Alltag mit so vielen zu teilen und vielleicht so etwas wie ein Knopf im Taschentuch zu sein, der daran erinnert, daß Gott da und mit uns ist, uns liebt, auch wenn es so wenig spürbar ist.

Gast-Freundschaft

Ich weiß nicht, ob das Wort „Gastfreundschaft“ so richtig paßt für das, wovon ich heute erzählen will. Seit wir hier im